

**Ernst Marianne Binder**

## ***Der Körper ist der Begleiter auf dem Klavier***

*Musik ist Zeit, und die haben wir nicht mehr.*

Wenn uns nichts mehr bleibt, wenn nichts mehr da ist, das uns retten könnte, wenn wir durch das Wasser waten, das weiter und weiter steigt, beständig, wenn kein Land in Sicht, der Himmel preußisch blau ist, zwei riesige Wolken darin schwimmen, wie von Drahtskeletten zusammengehalten, um Heiner Müller zu zitieren, wenn es dunkel wird und auch die Bildbeschreibungen bloß Bilder aus einer vermeintlichen Erinnerung widerspiegeln, das Licht der fernen Galaxien uns heimleuchtet, dann bleibt nur noch die Sprache, um uns in der Endlichkeit unseres Daseins zurechtzufinden.

Es ist der Gesang der untoten Antigone, der uns begleitet auf der letzten Wegstrecke, die noch zurückgelegt werden muss. Und wer, wenn nicht Elfriede Jelinek, diese Sprach- und Sprechschamanin, könnte uns an diese Assoziationsketten legen. In ihnen finden wir Halt, zerren uns ein letztes Mal an den Haaren aus den Fluten, es gibt nichts mehr als die Sprache. Wir müssen uns ihr aussetzen. Diese definiert uns bis zum letzten Atemzug.

In diesem "Endspiel" sind es freilich Klagegesänge, schaurige Chöre, die durch die Nacht hallen, zwei Musikerinnen, die Erste und die Zweite Geige, betreten die Bühne, die Instrumente zerschellt an den Klippen, sie sprechen sich um Leben und Tod: *"Unsere Töne sind jetzt die große Leere."* Das Orchester ist jetzt das Universum, die Klänge sind da, wir hören sie nur nicht, das Licht ist da, wir selbst sind es. Wir strahlen und wir klingen, wir verzweifeln und wir laufen blindlings weiter. Aber: *Der Körper ist der Begleiter auf dem Klavier, dafür muß er schon mehr können als einfach nur mit uns mitkommen.*

Die Autorin selbst wird die Bühne betreten, als Rufende, Warnende, der blinde Seher wird uns prophezeien, was uns widerfahren wird in diesen neunzig Minuten, in denen alle Sicherheit außer Kraft gesetzt werden wird und wir - sechs Frauen und Mädchen, Teiresias und Sie, die anwesenden Zuhörer und Zuschauer

- nur mehr uns selbst haben werden, verstrahlt, leuchtend, die Augen weit offen, noch offener als der Mund im berühmten Gemälde "Der Schrei" von Edvard Munch. Die Tränen werden schreien: "*Tränen, meine Tränen, was seid ihr gar so laut! Was schreit ihr so?*" Wir werden uns auf den Weg machen, den Sprachkaskaden hinterher, das rettende Ufer vielleicht eine Schimäre, die auf der Annahme beruht, es gäbe einen Ort, irgendwo, wo wir sicher sein würden, vor uns, vor Ihnen, aber den gibt es nicht. Nein: Kein Ort. Nirgendwo.

Es wäre zu banal, die Erste und die Zweite Geige als Instrumente zum Klingen zu bringen versuchen, wenn die letzten Saiten, die ihnen zur Verfügung stehen, die Stimmbänder sind. So werden wir uns den Sätzen ausliefern, sie wieder und wieder und wiederkauen, wochen-, monatelang, bis sie sich uns preisgeben, und wir uns ihnen, den Sätzen, und Ihnen, den Zuhörern. Wir werden verzweifeln, immer wieder scheitern. "*Bei meiner Stimme hab ich immer das Gefühl, daß mir ein Fremdkörper hineingeraten ist*", lässt die Autorin denn auch die Erste Geige sagen. Die Bedingung kann nur die Wahrhaftigkeit sein, wir werden darauf vertrauen müssen, dass die Stimme allein uns in diesen Momenten begründen und zu Anwesenden machen wird: *Was sagt dieser Hirt, meine Stimme, der ich folge, als wär ich mein eigenes Weidetier?*

Vielleicht müssen wir die Augen schließen, um uns selbst zu hören. Um uns folgen zu können. *Die Töne werden kein Gesicht mehr haben, jedenfalls keins, das am Notenblatt gestanden ist. Sie werden keine Werte mehr haben, keinen Platz auf den fünf Linien, ja, die, mit dem praktischerweise gleich dazugelegten Schlüssel, und die Töne erhalten, was ihnen zusteht, geduldig wartend mit ihren Eßschalen, für jeden zwei Erdbeeren ...* "Mehr Licht!" Diese kolportierten letzten Worte Goethes lassen darauf schließen, dass es eine Sehnsucht gibt, nach der Musik in uns, nach dem Trost, der im Anzünden einer Kerze am Grab liegt, wir wollen sehen, was wir hören. Treibt uns nicht auch diese Sehnsucht aus dem Mutterleib?

Die einzige Chance, das Licht zu sehen, am Ende des Tunnels - den weißen Punkt, der seinerzeit, in einem anderen Leben, gestern, schwarz noch, den Satz beendet hat und nun das Schweigen verheißt - ist, die Augen zu schließen. Aber es wäre nicht Elfriede Jelinek, wenn da nicht noch ein Funken Hoffnung, ein

kleiner Lichtstrahl durch einen Spalt fallen würde: *"Wir helfen denen, die etwas geben, und wir geben es selbst"*, heißt es am Ende im Stücktext, *"Die Milch des Morgenlichts. Das Irgendwasgetränk des Abendlichts: überall willkommen! Und wir sind es selbst, das Licht, wir machen es und sind es! Und wir helfen den Kühen mit der Milch und mit dem Licht, wir leuchten ihnen in den Stall, wir sind der strahlende Riß, wir sind der Spalt in der Tür, wir haben etwas gespalten, und jetzt leuchten wir durch diese Spalte, ja, ich erfülle ... Ich erfülle ... was?"*

\* Die kursiv geschriebenen Sätze sind Textzitate aus "KEIN LICHT" von Elfriede Jelinek.